

Gotteserkenntnis durch Haeckel, Tolstoi, Christus

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **21 (1913)**

Heft 24

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-406401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wohl einen größeren Posten zum Vertriebe kommen lassen, da jetzt zu Weihnacht und Jahreschluß jeder Gesinnungs-
freund für sich selbst und auch für Bekannte, um ein klei-
nes Geschenk zu machen, an die Anschaffung des Kalen-
ders denkt. Seine Verbreitung liegt ebenso im
Interesse der Einzelnen, wie im Interesse unserer Sache.

G. T.

Gotteserkenntnis durch Haeckel, Colstoi, Christus.*)

Eine Buchbesprechung und Glossen von E. Brauchetm (Büritz).

Der Verfasser dieses oben zitierten Buches, Karl
Frick, gehört nicht der Gelehrtenzunft an. Unbefrie-
digt von der Religion, die ihm die Priester der christ-
lichen Konfessionen vermittelt, voller Abscheu gegen
ein Christentum der schönen Phrase, das angesichts des
Elends von Millionen Menschen neben dem glänzenden
Leberfluß der andern sich mit billigen Hinweisen auf die
Vergeltung im Jenseits behilft, warf er sich mit der hei-
ßen Sehnsucht nach Erkenntnis der Wahrheit und nach
einer Gemüt und Geist befriedigenden Lebensanschau-
ung auf naturwissenschaftliche und philosophische Stu-
dien. Er hatte sich in seinen Erwartungen nicht ge-
täuscht: in der monistischen Weltanschauung er-
öffneten sich ihm neue ungeahnte Perspektiven in die
Mängel des Seins, Werdens und Vergehens. Er aber be-
gnügte sich nicht mit der bloßen Schau und Erkenntnis,
für ihn resultierten aus der höhern Erkenntnis höhere
sittliche Forderungen für den Menschen, und wie ernst es
dem Verfasser mit dem, was er über seine Weltanschau-
ung und Ethik zu sagen hat, ist, geht sozusagen aus jeder
Zeile seines Buches hervor. Vor vielen andern litera-
rischen Erscheinungen hat dieses also fürs erste das für
sich, daß es ein ehrliches, ein erlebtes und dem-
nach ein glaubwürdiges Buch ist. Und wenn man
mit dem Verfasser nicht in allen Teilen einig geht, so
liest man das Buch doch nicht ohne viel Gewinn, nicht,
ohne daß man angeregt worden wäre, über die tiefen
Lebensfragen wieder ernstlicher nachzudenken. Ein wei-
terer Vorzug ist seine schlichte, von unnützem rhetori-
schen Beiwerk freie Sprache, und da darin ein nach Wahr-
heit Suchender offen und schön bekennt, auf welchem We-
ge er zu einer ihn seelisch und geistig beglückenden Le-
bensanschauung gelangte, mag es geeignet sein, man-
chen Leser zum Denken und zum Suchen nach Wahrheit
und Erkenntnis anzuregen und anzuleiten.

Schon durch eigenes Nachdenken war Frick von der
Vorstellung eines persönlichen Gottes, der die Welt ge-
macht hat und die Schicksale der Menschen führt, abge-
kommen. Die wissenschaftliche Widerlegung der theo-
logischen Gottesvorstellung fand er in Haeckels phylogeni-
tisch, den sogenannten Raum inbegriffen, ist Substanz;
ihr immanent ist die Kraft; die Substanz ist ewig, ohne
Anfang und ohne Ende, und sie befindet sich in unauf-
hörlicher Bewegung. Allein diese ist nicht chaotisch, zu-
fällig, sondern in allen ihren Erscheinungen bemerken wir
eine ganz bestimmte Richtung, d. h. eine Entwicklung
vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Niederen
zum Höheren, überall eine lückenlose Reihe von geset-
mäßig verlaufenden natürlichen Entwicklungsvorgängen,
die sich beispielsweise beim Menschen in der Verbesserung,
Verfeinerung und Veredelung der Lebenssitten der gan-
zen Gattung manifestiert. Die Ursache aller Entwick-
lung, alles Geschehens, alles Lebens aber ist das aller
Substanz innewohnende Streben. Alles bewegt sich,
alles drängt zu Höherem hin, alles will Vollkommenheit.

*) Verlag von Huber u. Cie., Frauenfeld (Schweiz) 1913.

Und dieses im ganzen Weltall unverkennbare Streben
nach gesetzmäßigem Aufbau und unendlicher Entwicklung
im Sinne der Vervollkommnung, das sich im Menschen
als Sehnsucht und Wille zum Guten und
Wahren äußert, nennt der Verfasser — Gott. Mit
einer Menge von Zitaten aus Haeckel, Feuerbach, Tolstoi
u. a. beweist Frick, wie viele große Denker aller Zei-
ten in den Hauptzügen sich dasselbe Weltbild entworfen
hatten. Die Liebe ist nach seiner Auffassung die große
Macht, die wir in allem Streben, in aller Entwicklung
wahrnehmen können, und die sittliche Weiterentwicklung
der Menschheit kann einzig dadurch geschehen, daß in un-
sere Handlungen hinein die Liebe — nicht die profane,
auf einen bestimmten Gegenstand gerichtete, sondern eine
Spur der All-Liebe, die das Atom zu Atom hin bewegt,
die Liebe, die uns als einen wirkenden Teil des Ganzen
empfinden läßt, — als ursächlicher Faktor tritt. In die-
sem Gedanken fußt und gipfelt die Ethik von Karl Frick.

Da das Buch das Bekenntnis des Verfassers, auf
welchem Wege er zu seiner Gotteserkenntnis gelangte,
also ein Faktum darstellt, an dem nicht zu rütteln ist,
hätte der Rezensent eigentlich nichts anderes zu tun, als
in kurzem Auszug das Bekenntnis zu wiederholen.

Es geschieht demnach vielmehr aus persönlichem In-
teresse für die zur Sprache gebrachten Probleme, als aus
kritischer Absicht, wenn ich noch auf einige Punkte zu
sprechen komme, in denen meine Ansicht von der des Ver-
fassers, dessen Lebensanschauung im allgemeinen auch
die meinige ist, abweicht.

Ich bin nicht einverstanden mit der Verwen-
dung des Wortes „Gott“ im Sinn von „Liebe“
oder „Streben“. Denn das, was der naturwissenschaft-
lich denkende Mensch unter „Gott“ verstehen kann, ist,
wie sich aus obigem ergibt, etwas so durchaus anderes
als der biblische Gott, der Gott des gottgläubigen Volkes,
der nun einmal ein anthropomorphes, mystisches We-
sen mit lauter sehr menschlichen Eigenschaften ist, daß man
nichts als Verwirrung schafft, wenn man zwei so durch-
aus verschiedene Begriffe mit dem gleichen Worte be-
zeichnet. Ich denke hierbei namentlich an die Unzähli-
gen, die heute zwischen zwei Weltanschauungen stehen, nach
Wahrheit und Klarheit verlangen, und die, nachdem sie
sich von der alten Gewohnheit, an einen Gott zu glauben,
losgerissen haben, nun vernehmen: „Er freilich gibt es
einen Gott, die Priester haben ganz recht, nur interpre-
tieren sie ihn falsch“. Die neuen Einsichten in die Män-
gel des Lebens sind wahrlich gewaltig genug, daß man für
sie neue Worte prägen, gute, eindeutige. Das ist's gerade,
was ich an den modernen Theologen nicht ertrage, daß sie
„Gott“ sagen — wobei sich im Volke von Tausend
Neunhundertneundneunzig ihren persönlichen Gott
vorstellen — und Kraft oder Streben oder All-Liebe oder
Urvernunft denken. Hat das Gemüt das Wort „Gott“
beruhigt, auch wenn ihm der Verstand sagt: es gibt kei-
nen Gott? Wenn Haeckel das „Glaubensbekenntnis
eines Naturforschers“, welches er bei einem festlichen
Anlasse vortrug, mit dem Worte schloß „Das walte Gott“,
so war das eine Geschmacklosigkeit, die ich
niemand mehr verüble als eben Haeckel, auch wenn der
erläuternde Zusatz nachhinkte: „der Geist des Guten, des
Schönen und der Wahrheit“. Daß er den Monismus als
das Band zwischen Religion und Wissenschaft bezeichnete,
rechne ich ihm als einen mit den „Anderdenkenden“ ge-
schlossenen Kompromiß an, der nicht notwendig war.
Warum nicht? Weil es je und je Menschen geben wird,
die zu ihrer Erbauung einen mystischen Hofuspokus,
Massenansammlungen in halbdunkeln Räumen u. dgl.
nödig haben, Menschen, die nie dazu kommen werden,
eine durchaus unpersönliche Kraft, deren Wirken in der
Natur, in der Sternennwelt, im Wurm und im Menschen

sichtbar zu Tage tritt, groß und erhaben zu empfinden, ohne daß sie ihr Kopf und Rumpf und Arme und Beine verschaffen, d. h. ohne aus ihr einen persönlichen Gott, einen sinnlich vorstellbaren Gott zu bilden. Deshalb ist ein Kompromiß, der ja doch bloß ein Kompromiß der Worte ist, ohne Sinn. Glauben und nicht glauben, mythische Bedürfnisse haben und nicht, setzt zwei psychisch vollständig verschieden veranlagte Menschenarten voraus, von denen die eine zur totalen Befreiung von mythischen Bedürfnissen und Anschauungen gelangen kann, während der andern auch bei bedeutenden geistigen Fähigkeiten ein Nest mythischen Verlangens bleibt. Das erklärt auch, wie es möglich ist, daß selbst wissenschaftlich gebildete Männer kirchlich — religiös sind. Diejenigen aber, die sich von der Vorstellung eines göttlichen Regisseurs emanzipieren können, sollten jenen andern auch das Wort lassen und nicht ihre neue, höhere, feinere Erkenntnis zahllosen Mißverständnissen und Halbverständnissen aussetzen, indem sie für ihre Begriffe und Anschauungen die Bezeichnungen brauchen, die durch viele Jahrhunderte für total abweichende oder entgegengesetzte Begriffe und Anschauungen galten. Das wäre auch ein Gebot der Ehrlichkeit, weil man mit unzutreffenden Worten falsche Vorstellungen erweckt. Aus diesen Gründen halte ich auch den Titel des Buches Fried nicht für glücklich gewählt, denn tatsächlich hat der Verfasser nicht einen Gott erkannt, sondern er hat erkannt, daß es keinen Gott gibt, daß die Welt sich aus eigener Kraft erhält, daß wir Menschen dem allgemeinen Getriebe eingeordnet sind und unser Schicksal nicht von einem göttlichen Willen, sondern von unserer Beschaffenheit (im weitesten Sinne des Wortes) abhängt, und daß es deshalb keinen Sinn hat, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen, das ja für Hunderttausende in klösterlicher Untätigkeit besteht, sondern das wir dem Leben dienen müssen, indem wir uns zu vervollkommen suchen, und daß wir das Leben der Vollkommenheit näherführen, wenn wir bei unseren Handlungen in erster Linie das Wohl der Gesamtheit im Auge behalten, aus „Egoisten“ — „Altruisten“ werden. Warum man nun nach diesem einfachen, plausiblen Gedankengang Rechtsumkehrt macht und auf sehr verschlungenen Wegen zurückläuft bis zur Behauptung: „Ja, es gibt einen Gott, die Liebe ist Gott, das Streben ist Gott“, ist mir nicht recht verständlich.

Dieses Hin- und Herschieben von Begriffen hat der Verfasser aber nicht erfunden, er hat es von seinem großen Vorbild Tolstoi.

Tolstoi bedient sich in seinen religiös — philosophischen Schriften eines höchst umständlichen Stils; von Wiederholungen wimmelt es, die nicht eben notwendig sind. Oder vielleicht notwendig, um, was er mißverständlich, nämlich mit den Worten eines orthodoxen Pastors, sagt, zu erklären, — um zu erklären, daß das, was er sagt, etwas ganz anderes bedeute als was es zu bedeuten scheint, daß man also nach vielen Mühen und Mißverständnissen dazu gelange, die Worte des orthodoxen Pastors und der Bibel nicht mehr zu verstehen, wie sie Jahrhunderte lang — nicht nur von den gewöhnlichsten Köpfen — schlechterdings verstanden werden mußten, sondern nach der Interpretation von Tolstoi. Der Leser begegnet in Tolstois Schriften einem Gott Vater, der den Menschen führt, dem Gottessohn Christus, er findet sehr viele biblische Worte und erfährt an andern Stellen plötzlich, daß Tolstoi von einem persönlichen Gott nichts wissen will, daß er unter Gott Vater das schaffende Prinzip versteht und unter dem Sohne Gottes den im Menschen wirkenden Teil des Prinzips, ferner daß ihm die Existenz einer Person „Christus“ eine sehr zweifelhafte Geschichte ist, daß sein Weltbild das der modernen Naturwissenschaft ist (die er nicht genug herabsetzen

kann), daß er an keine Wunder, an nichts Uebernatürliches glaubt, kurz, daß er ein Freidenker ist. Dagegen: „Um den Weg zur Erfüllung der göttlichen Gesetze zu finden, muß man beten, d. h. mit Gott in Verkehr treten.“ Karl Fried stellt die Gleichung auf: Gebet = ruhige Sammlung. Meine Ansicht ist aber die: Man soll das Wort Gebet nicht brauchen, wenn man darunter nicht das versteht, was jahrhundertelanger Sprachgebrauch damit bezeichnete. Wer aber mithelfen will, die Menschen von den abenteuerlichen Vorstellungen eines persönlichen Gottes samt Stab und Dienerschaft, eines dreistöckigen Weltgebäudes und dem unheilvollen Wahn von der Vergeltung im Jenseits zu befreien, der muß in seinen Worten klar undentschieden sein; sonst wird verschwommen, was scharf und bestimmt war, und der Suchende, Lernende kommt nicht ganz von seinen alten Vorstellungen weg und nie ganz in die neue Gedankenwelt hinein.

In zweiter Linie halte ich die scharfe Scheidung zwischen Egoismus und Altruismus in Karl Frieds Buch für zu dogmatisch. Der Verfasser läßt sich dadurch zu einer Polemik gegen Häckels Ethik verleiten, in der ich den sorgfältigen Gedankenaufbau, der das Buch sonst auszeichnet, vermisse. Ich hätte es vermieden, Häckel an der Ethik, wie sie uns aus den „Welträtseln“ entgegnetritt, anzugreifen. Mir steht nämlich in den „Welträtseln“ viel zu viel; es wird darin über Lebensgebiete kurz und knapp gesprochen, die sich nicht kurz und knapp abtun lassen, so die Ethik. Ich halte die „Welträtsel“ mehr für eine Abrechnung des Verfassers mit sich selber, für die großzügig hingeworfene Skizze von der Aussicht Häckels auf sein erstaunlich weites Wissens- und Gedankengebiet, für die Disposition zu einem hochgeistigen, großen Werk, das das Wissen und die Lebensanschauung eines gebildeten Monisten enthalten würde, aber nicht für das Werk selber. Das Programm für das Werk zu halten, ist ein Fehler, der wahrscheinlich Karl Fried untergelaufen ist.

Fried beanstandet vor allem die Häckelsche Formel von dem Gleichgewicht zwischen Egoismus und Altruismus und sagt: „Auch wenn ich, im Bestreben, das „Gleichgewicht von Egoismus und Altruismus“ herzustellen, nur einen Teil meiner Kräfte, nur einen Teil meines Lebens dem Streben nach der eigenen Wohlfahrt widmete, könnte ich nicht anders, denn diesen Teil meiner Kräfte und meines Lebens als vergeudet, als verloren zu betrachten.“ Dem muß ich entgegenhalten erstens, daß dieses „Bestreben“ in praxi überhaupt nicht besteht; das Leben dreht sich nicht um philosophische Glaubens- und Lehrsätze, es fällt niemand ein zu kalkulieren: Jetzt habe ich so und so viel aus egoistischen Motiven getan, nun kommt ein entsprechendes Äquivalent von altruistischen Handlungen an die Reihe; zweitens: wir alle haben im engen Kreise unserer Lebensverhältnisse Aufgaben zu erfüllen, im Beruf, in der Familie, im Staat, gegen Freunde, notleidende, Ueber- und Untergeordnete; tun wir an unserer Stelle das Beste, was in unsern Kräften liegt, so haben wir altruistisch gehandelt, auch wenn die nächsten, sichtbaren Erfolge, als innere Befriedigung, Achtung, Verbesserung der sozialen Stellung, uns persönlich zu gute kommen, aber mit den gleichen Handlungen gleichzeitig egoistisch, weil wir sie in dem Gefühl und in der Vorfreude, daß sie uns befriedigen werden, taten. Schließlich behält also das „Gleichgewicht“ Recht.

Karl Fried schreibt ferner in seiner Polemik: „Ich möchte nur wissen, ob Männer wie Giordano Bruno, Johann Huß und so viele andere, welche für ihre Ueberzeugung in den Feuertod gingen, in den Augen Ernst Häckels den Vorwurf verdienen, sie hätten zu wenig Selbsterhaltungstrieb an den Tag gelegt, oder es nicht verstanden, das Gleichgewicht von Egoismus und Altruismus

herzustellen.“ Ich glaube, man darf ruhig annehmen, Gaedel wisse Männer vom Range eines Giordano Bruno, eines Fuß richtig einzuschätzen. Wollte man aber die überflüssige Pedantenfrage, ob sie sich aus altruistischen oder egoistischen Motiven für ihre Lebensanschauung geopfert haben, beantworten, so würde der Bescheid etwa lauten: Sie kämpften und starben für das, was ihnen das Höchste, Herrlichste, Liebste war, für ihre Erkenntnis, ihren Glauben, für das, was sie als Wahrheit empfanden. Sie taten es weder aus Selbstsucht noch vorjählich für die Allgemeinheit; nicht Motive leiteten sie; ihre Taten waren die Flammen, die aus der Glut der Notwendigkeit emporstiegen. Giordano Bruno hatte bestimmt seine Freude dran, wenn sein Spott mit vernichtender Wucht auf seine Widersacher niederfuhr; wohl mochte er dann und wann das Gefühl haben, Großes für die Menschheit zu tun; aber Altruismus als Motiv — nein; so wenig, als Goethe aus Altruismus den „Faust“ geschrieben hat!

„Das eigene Leben einer Lieblingsidee opfern, heiße unverblümt, das Leben einer bloßen Schrulle opfern“, sagt Karl Fricke.

Weiter unten: „Wer aber nicht glauben kann, daß es alle Zeit Menschen gab, welche für ihre Ueberzeugung litten und starben, im Bewußtsein, dadurch die höchsten Güter der Menschheit zu fördern, stellt sich ein klägliches Zeugnis aus.“

Auch hierin ist die Unterscheidung von egoistischen und altruistischen Motiven durchaus hinfällig, indem ganz bestimmt der Mensch eine Idee, für die er alles, sogar das Leben, zu opfern bereit ist, für so groß und gut und wahr hält, daß er die ganze Menschheit davon überzeugen möchte im Glauben, daß ihr damit das größte Heil widerführe. Das mag Karl Fricke an sich selber erfahren. Da wir aber die Dinge an sich nicht erkennen, vor allem mit unsern an das Endliche gebundenen Sinnen nie völlig hinter das Geheimnis des Lebens kommen, so ist der Sinn des Lebens, den wir ihm geben, auch der Sinn, den ihm Tolstoi und den ihm Karl Fricke gibt, nicht etwas Reales, nicht die Wahrheit an sich, sondern nicht mehr und nicht weniger, als eine Idee. Sollen wir sagen — Schrulle? — Aber man sollte aus der Idee nicht gleich ein System machen, und man soll nicht einem System zuliebe sich zu Ausschließlichkeiten verleiten lassen, die ja schon nur in der Theorie bestehen, während im Leben die Kräfte, einander lockend, einander fördernd, einander bekämpfend, einander befruchtend, hin- und herüberwogen, so der Trieb des Individuums, sein Leben auszugestalten, der egoistische, und der andere der das Verlangen in uns nährt, auch für andere etwas zu sein und zu tun, der altruistische. „Nie noch hängt sich die Wahrheit an den Arm eines Unbedingten“, heißt es irgendwo bei Nietzsche.

Endlich kann ich mich starker Bedenken nicht erwehren, wenn Karl Fricke seine sittliche Forderung in der äußersten Konsequenz der Feindesliebe, in dem Verlangen, „Wer dir den Rock nimmt, dem gib auch noch den Mantel (das Hemd)“ kulminieren läßt. Wohl weiß ich, daß es edleren Naturen widerstrebt, Böses mit Bösem zu vergelten. Ich weiß aber auch, daß dieselben edleren Naturen die Verfechter von Wahrheit sind. „Michael Kohlhaas“ von Heinrich v. Kleist, „Ein Kampf ums Recht“ von Karl Emil Franzos, vor allem Rudolf v. Nering's „Der Kampf ums Recht“ sind von tiefer Sittlichkeit durchdrungene Werke, trotzdem sie von der Forderung der absoluten Feindesliebe abweichen, einer Forderung, die halb zwanzig Jahrhunderte gepredigt und von niemand schlechter befolgt wird als von denen, die sie predigen, und von denen, die sie hören. Unbestreitbar würde ein von der großen All-Liebe beherrschtes Zeitalter das goldene Zeit-

alter, das Zeitalter der sittlichen Vollkommenheit sein, und dieser Vollkommenheit zuzustreben, sollen wir als eine unserer tiefsten sittlichen Angelegenheiten ansehen. Allein das praktische Leben bringt den Einzelnen in so mannigfache Beziehungen zu seinen Nächsten und Fernsten, materielle, geistige und sittliche Interessensphären laufen so vielfach — verschlungen durcheinander, die Menschen sind so ungeheuer verschieden nach ihren psychischen, sittlichen und geistigen Kräften, daß wir diesseits des Ideals von der All-Liebe Ideale aufstellen müssen, weltlichere, menschlichere, ich möchte fast sagen natürlichere Ideale. Und ich meine damit in erster Linie die Befreiung der menschlichen Gesellschaft vom Faustrecht auf allen Lebensgebieten, vom Recht der großen Masse, des großen Besitzes, vom Recht der Advokatenkniiffe (im weitesten Sinne des Wortes) und von andern Macht- und Listhabern. Es entgeht mir nicht, daß Karl Fricke an diese Dinge auch denkt, wenn er vom Streben nach Vollkommenheit spricht; grundsätzlich haben wir die gleichen Perspektiven, — aber ich wage nicht gar so weit zu schauen wie er, ich rechne etwas genauer mit dem „Menschenmaterial“ und, was den „Feind“ anbelangt, meine ich: Für sein und anderer Recht einstehen, kämpfen und ihm gegen Habsucht, Herrschsucht, Neid, Haß zum offenen, ehrlichen Siege verhelfen, sei ethisch mindestens so wertvoll wie jene Liebe, die alles erträgt und endlich doch gegen ihre Widersacher die Hilfe des öffentlichen Rechtes anrufen muß, weil zur Zeit noch zu viel „Bestie“ im Menschen steckt, als daß er sich (im allgemeinen) durch die Liebe bezwingen ließe.

Die Sintflut.

Von Josef Kohrer (Basel).

(Schluß.)

Sausend fuhr der Alpenföhn in die brennenden Gehäße des Nachbarhauses, wankend gab eine Vorlaube nach, und Glut, Funkenwirbel und Trümmer füllten die Gasse, in den Lüften über dem armen Bergdorf aber scholl hohnlachendes Peitschengeknall und Siegesjubel der wilden Windgeister. —

Er (Nadab) überschwemmte das Land. . . . Einen Tag lang tobte der Sturm, wehte stürmisch, die Wasser stiegen über das Gebirge (Bibel 7, 19: So daß alle die hohen Berge überschwemmt wurden). Wie ein Schlachtfeld stürmten sie auf die Menschen los, so daß der Bruder den Bruder nicht sah, nicht erkannt wurden die Menschen im Himmel. Die Götter fürchteten die Sturmflut, sie zogen sich zurück, stiegen empor bis zum Himmel des Anu. Die Götter waren wie ein Hund zusammengepackt an der Ringmauer gelagert. Es schrie Nistar wie eine Gebärende, es rief die Herrin der Götter, die schönstimmige: „Die Vergangenheit ist zu Erde geworden, weil ich vor den Göttern Böses anordnete, zur Vernichtung meiner Menschen den Kampf anordnete. Aber jetzt frage ich: gebäre ich meine Menschen, damit sie wie Fischbrut das Meer füllen?“ Die Götter der Anunnaki weinten mit ihr, die Götter saßen da unter Weinen, geschlossen waren ihre Lippen. —

Mitleid, du holdes Himmelskind! wie schön nimmst du dich in dieser Heidenumgebung aus, aber ruhelos such ich dich in der biblischen Fluterzählung und finde dich nicht. „Schon Eduard Suß, der gefeierte österreichische Geologe bekennt, daß in Zügen wie diesen „die einfache Erzählung des Aisuthros den Stempel ergreifender Wahrheit trage.“ — Von einem Mitgefühl Noahs lesen wir nichts.“ (Friedrich Delitsch: Babel und Bibel, 2. Vortrag 1903, S. 33). —

Sechs Tage und sechs Nächte zieht dahin der Wind. Die Sturmflut und der Orkan fegt das Land. Als der